

Bibelstelle:

In jener Zeit  
trat ein Mann auf ihn zu,  
fiel vor ihm auf die Knie  
und sagte: Herr, hab Erbarmen mit meinem Sohn!  
Er ist mondsüchtig und hat schwer zu leiden.  
Immer wieder fällt er ins Feuer oder ins Wasser.  
Ich habe ihn schon zu deinen Jüngern gebracht,  
aber sie konnten ihn nicht heilen.  
Da sagte Jesus:  
O du ungläubige und unbelehrbare Generation!  
Wie lange muss ich noch bei euch sein?  
Wie lange muss ich euch noch ertragen?  
Bringt ihn her zu mir!  
Dann drohte Jesus dem Dämon.  
Der Dämon verließ den Jungen,  
und der Junge war von diesem Augenblick an geheilt.  
Als die Jünger mit Jesus allein waren,  
wandten sie sich an ihn und fragten:  
Warum konnten denn wir den Dämon nicht austreiben?  
Er antwortete: Weil euer Glaube so klein ist.  
Amen, das sage ich euch:  
Wenn euer Glaube auch nur so groß ist wie ein Senfkorn,  
dann werdet ihr zu diesem Berg sagen:  
Rück von hier nach dort!,  
und er wird wegrücken.  
Nichts wird euch unmöglich sein.

Geschwister im Herrn!

Ich ärgere mich über den verärgerten Jesus. Was interessiert den Vater mit den großen Sorgen um seinen Sohn der Kleinglaube der Jünger Jesu? Ich könnte verstehen, würde der Mann sagen: He, Jesus, mach das bitte mit deinen Mitarbeitern später aus. Kümmere dich jetzt bitte um meinen Sohn! Denn ich will, dass er gesund wird, ich vertraue dir, dass du ihn heilen kannst! – Der Vater wird das nicht gesagt haben. Dazu war wahrscheinlich keine Zeit und Gelegenheit. Doch sein Blick wird vieles ausgedrückt haben, sein Blick der Bitte, sein Blick des Drängens, sein Blick, der am Ende siegt. Jesus erbarmt sich des Kindes, d. h., er beugt sich zu ihm hinab, nimmt den Bub bei der Hand und heilt ihn, in dem er alle jene Mächte verjagt, die dem Kind körperlich und seelisch zusetzten, die es krank werden ließ.

„Ende gut, alles gut!“ könnte man sagen. Und doch sind da immer noch mein Ärger und der Ärger Jesu. Was ist das für ein Chef, der vor der Kundschaft seine Mitarbeiter klein macht? – mag man sich fast fragen. Und: Warum erinnert sich der Evangelist an die Verärgerung Jesu? Eigentlich wäre das gar nicht nötig. Die Frage der Jünger wäre auch so nachvollziehbar.

Die Verärgerung zeigt mir, dass es Jesus innerlich drängt, ihnen sein Vertrauen zum Vater so nahe zu bringen, dass sein Vertrauen ihr Vertrauen wird. Er spürt in diesem Augenblick wohl, dass ihr Glaube immer noch durchsetzt ist von Zweifel, von Zurückhaltung, von Distanz zu dem, dem sie vertrauen dürfen und der um ihr Vertrauen wirbt. Ich kann Jesus nachfühlen in seinem Ärger, wenn ich mich darüber wundere, dass der Glaube der Menschen nicht größer ist und deshalb der Zweifel derart überhand nehmen kann, dass er Ablehnung zur Folge hat, innere und äußere Distanz, denen am Ende Gleichgültigkeit und dann Überheblichkeit folgen. Es ist wohl eine menschliche, ja allzu menschliche Eigenschaft ärgerlich und ungeduldig zu werden, wenn jemand anderer eigene Einsichten nicht und nicht kapieren will, von denen man selbst zutiefst überzeugt ist, die einem wichtig und wertvoll sind, und von denen man weiß, dass sie zum guten Leben führen. Und ich ärgere mich über mich selbst, wenn ich mich dabei ertappe einer von denen zu sein, die nicht und nicht verstehen können, wie sehr Jesus mein Vertrauen verdient, meinen Glauben, der nur so groß sein müsste wie ein Senfkorn, damit ich jene Berge versetzen könnte, die mir und anderen den Weg zum Leben versperren und behindern.

Die Familie des Buben ist geprägt von seiner Krankheit. Die Krankheit belastet das Herz des Vaters und der Mutter, auch die Geschwister sind betroffen. Darüber hinaus wird die Krankheit nicht das einzige Problem in der Familie sein. Probleme belasten die ganze Atmosphäre. Diese Familie steht für

unsere Familien, für unsere Situation. Jeder von uns könnte wohl ohne weiteres Geschehnisse nennen, die den Weg zum erfüllten Leben versperren und sich vor uns wie ein Berg auftürmen. Das Wort „Berg“ steht für Ängste, für Sorgen, für Traurigkeiten; es steht für Verzagtheit, für Schuld, für Nöte. Schwierigkeiten, Ungerechtigkeiten, Bedrückungen pflanzen sich wie Berge mitten in unseren Weg. Das Wort „Berg“ steht also kurz für alles das, was uns hart zusetzt. Um solchen Bergen den Schrecken zu nehmen, ist Jesus Mensch geworden und hat während der drei Jahre seines öffentlichen Wirkens immer wieder den Menschen geholfen. Seine Macht, sagt Jesus später vor Pilatus, sei nicht von dieser Welt. Für Pilatus bleibt dieser Satz unverständlich. Wir aber, die wissen, was Jesu ureigene Aufgabe und Ziel waren, nämlich die Berge der Sorgen und Belastungen von den Herzen der Menschen zu nehmen, können verstehen wie Jesus das meint, wenn er sagt, dass seine Macht nicht von dieser Welt sei. Es geht ihm nicht um die Zustimmung des Volkes, der Autoritäten und Meinungsmacher; er kümmert sich nicht um Politik und die Kunst, Menschen möglichst geschickt für sich und seine Absichten zu gewinnen. Es geht ihm allein darum, die Menschen, die er vor sich hat, ernst zu nehmen, sie mit wertschätzenden Augen anzuschauen und auf diese Weise aufzurichten, sie wissen und spüren zu lassen, dass er/sie ein Ebenbild Gottes ist mit einer Würde, die niemand nehmen kann, eine Würde, die darin wurzelt, dass wir uns unbedingt auf den verlassen können, durch dessen Hände wir leben und in dem wir uns bewegen und sind. Jesu Macht ist eine Macht seines Herzens, seines ungeteilten Willens den Menschen zu helfen, die Berge in ihrem Leben zu versetzen. Diese Macht allein ist es, die unseren Weg frei macht zu einem Leben voller Hoffnung, zu einem Leben, in dem wir das Ziel nicht übersehen und verpassen, weil uns Belastungen und Engherzigkeit den Blick einengen und die Sicht vernebeln. Das ist Jesu Macht. Und diese ist nun wahrhaftig nicht von dieser Welt.

Die Macht dieser Welt nehmen wir oft wahr in Ellenbogen und in Unverschämtheiten. Die Macht dieser Welt zeigt sich uns in Drohgebärden, auch darin, andere niederzumachen, der Lächerlichkeit preis zu geben, sie zu hintergehen und zu belügen. Es sind diese Mächte, die uns krank machen, die uns einengen, die Misstrauen und Zweifel schüren. Die Mächtigen dieser Welt leiden oft an Selbstüberschätzung, durch die sie scheitern und nicht ehrlich bleiben. Es sind solche Erfahrungen mit der Macht dieser Welt und mit den Mächtigen, die uns misstrauisch sein lassen und die in uns Zweifel nähren. Und es sind wohl dieser Zweifel und dieses Misstrauen, das Jesus wütend werden lässt. Schon so lange ist er mit seinen Jüngern unterwegs, schon so lange antwortet er auf ihre Fragen, und dies nicht nur durch Worte, sondern vor allem durch Taten. Schon so lange erträgt er ihr Unverständnis, ihre ungläubigen Blicke, ihr Nicht-Erfassen-können, wem sie folgen. Jesus wird wütend – vielleicht auch über sich selbst – weil er versteht, dass die Zweifel an der Liebe Gottes nicht ausrottbar sind, nicht einmal bei seinen Jüngern, mit denen er Tag für Tag zusammen ist. Zweifel ist und bleibt der

größte Feind des Glaubens. Zweifel höhlen den Glauben aus. Nehmen Zweifel überhand bleibt nur noch eine äußere Hülle der Überzeugung, eine dünnhäutige Oberfläche von Meinungen, Ansichten, Standpunkten und schlussendlich ein Schwall leerer Worte. Meinungen, Ansichten und Standpunkte aber – und seien sie noch so wortreich dargelegt und klug formuliert – versetzen keine Berge. Der Zweifel schießt auf das einerseits und andererseits, auf das Ja und Nein. Der Zweifel sagt: „Ich würde ja gerne, aber ...!“ Und wie der bekannte Esel zwischen zwei Heuhaufen verhungert, weil er sich nicht entscheiden kann bei welchem es ihm besser schmeckt und von welchem er zuerst fressen soll, so ist der Zweifler getrieben von innerer Unruhe, vom Misstrauen zu kurz zu kommen. Getrieben sein vom Zweifel belastet uns Menschen, betoniert die Berge ein, die sich uns in den Weg stellen. Zweifel machen uns handlungsunfähig. Gerade davor warnt Papst Benedikt stets, wenn er von der Diktatur des Relativismus spricht, eine Diktatur der Unverbindlichkeiten, die uns nicht mehr erkennen lässt, was gut und schlecht ist, was das Leben wirklich fördert und was es einschnürt durch Beliebigkeit und Sinnlosigkeit.

In diesem Zusammenhang scheint mir auch der zweite wichtige Aspekt der Verkündigung von Papst Benedikt XVI. wichtig zu sein. Es ist die Verknüpfung von Glaube und Vernunft. Wir stehen in der Tradition der Aufklärung. Wir Menschen haben gelernt – auch in Glaubensfragen – selbst zu denken und zu entscheiden. Das ist eine große Errungenschaft, die wir uns nicht nehmen lassen dürfen. Es ist eine Errungenschaft, weil Glaube und Vernunft sich nicht widersprechen sondern vielmehr ergänzen. Die Vernunft nämlich führt uns hin zu Jesus, der uns einerseits erlöst von einem religiösen Götzenkult und andererseits warnt vor einem säkularen Kult der Vernunft und der Wissenschaft. Wo immer die Vernunft losgekoppelt ist vom Urvertrauen Gott gegenüber, landen wir bei menschlichen Ideologien, bei Gedankengebäuden, die einen sehr schwankenden Grund haben. Wir landen dann auch bei intellektuell und emotional wenig befriedigenden Ersatzreligionen wie dem Sport-, Körper- und Schönheitskult, oder übertriebenem Nationalismus oder auch bei einem sich nie in Frage stellenden Konsumdenken. Wo Vernunft vom Glauben abgetrennt wird – und das ist soziologisch nachzuweisen – verschwindet mit der Zeit auch die Vernunft, wandelt sie sich zur Unvernunft, zur Blindheit gegenüber jedem Intellekt, und wo Glaube sich vom Intellekt abkoppelt wird er zur Schwärmerei oder zum Fundamentalismus.

Ganz egal vor welchem Berg wir stehen. Sei es ein Schuldenberg oder ein Berg schlechter Erfahrungen, ein Berg unverarbeiteter Schuld, einer chronischen Krankheit oder die Sorge um das Kind, den Partner, die Mama, der Papa? Egal wie der Berg auch heißen mag: Jesus sagt: Wäre euer Glaube nur so groß wie ein Senfkorn .... Es ist dieses Senfkorn, das mich aufatmen lässt, das mir eine bleibende

Hoffnung schenkt, trotz aller Zweifel, denen sich niemand entziehen kann. Dabei geht es nämlich nicht um naiven Glauben, um blindes und unvernünftiges Vertrauen in eine imaginäre Kraft; es geht allein um das Vertrauen in das vollbrachte Werk Christi. Seinem Tun, seinem Wort, seinem Tod und seiner Auferstehung gilt unser Vertrauen. Durch Jesus will Gott uns Menschen seinen Heilswillen spüren lassen. Gott will uns erfahren lassen, dass wir – um es mit König David auszudrücken – mit ihm Mauern überspringen können, dass wir mit ihm all das besiegen, was dem erfüllten Leben feindlich gegenübersteht. Gerade in König David erleben wir einen Mann, der alles andere als naiv ist. Er war ein Mensch wie wir, mit Fehlern und Schwächen. Sein Glaube war nicht immer gewaltig und makellos. Aber er klammerte sich stets an seinen Gott fest; er band sich immer wieder an Gott und seine Botschaft und seine Werte. Dadurch wurde er zum großen König, zu einem Mann, von dem man heute noch spricht, weil er die Welt und ihre Entwicklung prägte. Erst aus diesem Glauben heraus bekam er die Zuversicht und das Selbstvertrauen, die ihn große Taten bestehen ließen, ja dass er sogar den Berg von einem Menschen, Goliath, niederringen konnte. Er besiegte Goliath nicht durch Frechheit oder Übermut, nicht durch Naivität, nicht allein durch Vernunft und eine vermeintlich kluge Taktik, sondern allein durch die Zuversicht, dass Gott ihm zur Seite steht und er ihm weisen wird, wie er bestehen kann.

Der Satz „Der Glaube versetzt Berge“ und das Verhalten König Davids im Kampf gegen Goliath erinnern mich an den Slogan aus dem ersten Wahlkampf von Präsident Obama vor fünf Jahren. Er lautet „Yes, we can!“ Dem amerikanischen Präsident gelang es durch die Wiederholung dieser drei Worte den Leuten Selbstvertrauen und den Glauben an sich selbst zu vermitteln. „Dem Menschen einen Glauben schenken, heißt, seine Kraft verzehnfachen.“ schreibt Gustave Le Bon in seinem Buch „Psychologie der Massen“. So erfolgreich der Präsident Obama im Wahlkampf gewesen sein mag; der Erfolg blieb ihm nicht treu. Selbstvertrauen bezieht seine Kraft nämlich nicht so sehr im Glauben an sich selbst, sondern vor allem im Vertrauen in Gott. „Yes, we can!“ eignet sich deshalb aus der Sicht eines Christen weniger als Schlachtruf, um uns zu großen Taten zu motivieren oder gar die Massen zu mobilisieren oder einen Erfolg herbeizureden. „Yes, we can!“ im Sinne Jesu heißt, die Menschen aufrichten, die darniederliegen, Menschen einen weiten Blick ermöglichen, die keinen Ausweg sehen, Menschen ihre Würde neu erfahren lassen, auf der andere herumtrampeln, mit Menschen den Weg zum erfüllten Leben gehen, die ansonsten kurzfristig herum torkeln zwischen den Heuhaufen der vielen Sinnangebote und die uns auf uns selbst zurückwerfen und uns so zu Getriebenen werden lassen. All das ist jedoch nicht massentauglich, sondern nur möglich von Angesicht zu Angesicht, von Christ zu Christ.

„Yes, we can!“ ist für mich eine gültige moderne Formulierung des Sprichworts „Der Glaube versetzt Berge“, aber nur wenn wir uns darauf besinnen, von wem wir die Kraft zum Können beziehen. Gott schenkt uns diese Kraft, die Welt in ihren heilvollen Möglichkeiten wahrzunehmen und daraus zu handeln. Grenzen werden überwunden, weil man sich selbst überwindet, bis dahin, einem anderen zu vergeben, wo ich selbst mich beleidigt, verletzt, gekränkt fühle. Und so versetzt der Glaube tatsächlich Berge, selbst wenn er klein wie ein Senfkorn ist, weil ich erfahre: „Yes, I can!“, weil ich vertraue, weil ich liebe.

Und das führt mich zum letzten Aspekt, der mir im Zusammenhang mit dem Sprichwort „Der Glaube versetzt Berge“ einfiel. „Und wenn ich alle Glaubenskraft besäße, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts!“ schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth. Glaube versetzt Berge, wenn ich aus Liebe handle, Liebe zum Mitmenschen, Liebe zu Gott. Die Glaubenskraft erhält ihre wahre Wirkung erst durch die Liebe. Es ist die Liebe, die trotz aller Zweifel und oftmaligem Scheitern uns mit Gott und Gott mit uns sagen lässt „Yes, we can!“. Durch die Liebe zu Gott und den Menschen können wir zum Berg sagen: Rück von hier nach dort!, und er wird wegrücken.